

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.  
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Kapitän Selover genoß an Bord den denkbar größten, unbedingtesten Gehorsam. Ließ er sich einmal herab, höchstselbst einen Befehl zu erteilen, so flogen die Leute förmlich. Hieraus entnahm ich, daß er seine Autorität bereits bei früheren Gelegenheiten nachdrücklich durchgesetzt haben mußte. Liebe brachten ihm die Leute keineswegs entgegen, nein, gewiß nicht! Im Gegenteil, sie fürchteten ihn gewaltig!

Eines Tages bummelten wir in gemächlicher Fahrt dahin, alles war in schönster Ordnung, und sämtliche Schiffsinsassen, der Doktor Schermerhorn ausgenommen, genossen an Deck den Sonnenschein. Ich war zu meinem Privatvergnügen auf den Ausguck geklettert, während Kapitän Selover nach gewohnter Weise umherstreifte, um mit dem scharfen Blick der ordnungsliebenden Hausfrau in allen Winkeln herumzuspöbern. So fand er denn auch glücklich wieder Spuren des ominösen Auswurfs, und da ihm Verdosa gerade in die Quere kam, entlud sich die Schale seines Horns über den unglücklichen Mexikaner.

Vergebens beteuerte Verdosa, daß er von nichts wisse; der Kapitän wie immer, wenn sein kostbares Deck beschmutzt war, in höchster Wut, hörte gar nicht hin. Schließlich wurde der Mexikaner ärgerlich und wandte sich zum Gehen, als ob er das Geschimpfe satt habe. Im nächsten Augenblick aber hatte ihn der Kapitän schon zu Boden gerissen, und nun hagelten die brutalsten Fausthiebe und Fußtritte erbarmungslos auf Gesicht und Kopf des verzweifelt um Gnade winselnden Menschen herab.

Unter der herzdrängenden Mannschaft entstand ein Gemurmel, bis Thradles sich ein Herz faßte.

„Sie werden ihn umbringen, Herr Kapitän,“ wagte er in respektvollstem Tone eine Vorstellung. „Er hat genug.“ „Meinst du?“ kreischte Selover. „So nimm du, was noch übrig geblieben ist!“

Seine schwere Faust traf Thradles gerade über dem Auge. Eine kurze, atemlose Pause, dann stürzten sich Thradles, Pulz, der Nigger und Verdosa gleichzeitig auf ihren Gebieter, der auf diesen Angriff nicht gefaßt war und der Länge nach aufs Deck stürzte. Mit einem Satz war ich in der Takelage und hastete hinab, doch bevor ich noch unten anlangte, stand Kapitän Selover bereits wieder auf den Füßen und schüttelte die vier Männer, die sich wie Hunde an ihm förmlich verbissen, mit einem Ruck ab. Ehe ich dazwischen kommen konnte, hatte er mit jeder Hand einen Coffen-Nagel\*) ergriffen und jagte die Leute vor sich her, von achtern nach vorn und von vorn nach achtern.

\*) Eisener Pflock zum Festmachen des Tauwerks.

„Also meutern wollt ihr?“ schrie er, „Ihr arnseliges Gesichter! Ihr habt wohl ganz vergessen, wer euer Kapitän ist? Der heißt Ezra Selover. Von eurer Sorte, da müßt ihr's mindest schon ihrer achte sein, um ihn unterzukriegen!“

Nach jedem Diebe floß das Blut. Schließlich tauchten die Gehegten in der Luze zur Bad unter wie Kaninchen in ihren Höhlen.

„So! Marsch, ihr Gesindel! Nun geht euch verbinden!“ schrie Selover hinter ihnen her, „dann aber an Deck und macht rein, was ihr besudelt habt! Mr. Sagen,“ wandte er sich an mich, „beordern Sie die Mannschaft zum Scheuern!“

Gardie Salomon, der sich an der Affäre nicht beteiligt hatte, begleitete mich ins Vorderkastell. Wir fanden dort die Leute in jämmerlicher Verfassung, blutüberströmt und mit Beulen und Wunden bedeckt vor.

„Schau, schau! Seht ja reizend aus!“ meinte Salomon, sie mit höhnischen Blicken musternd. „Also, den Alten wolltet ihr verwansen? Ha, ha! Manchem muß wirklich erst das Fell tüchtig gegerbt werden, eh' er klug wird. Wolltet euch wohl mal 'n kleines Späßchen machen, wie? Was glaubtet ihr denn damit zu erreichen? Das frag' ich euch bloß! Ihr seid wahrhaftig wie die Widelfinder. Als ob ihr nicht schon einmal mit dem Alten angebunden und den Kürzeren gezogen hättet! Grimmet ihr euch noch an die ‚Petrel‘, he? Ihr seid und bleibt doch allesamt komplette Narren.“

Niemand antwortete. In düsterem Schweigen halfen die Leute einander und machten sich dann sofort an die Arbeit.

Nach dieser Probe seiner Gewalt Herrschaft genoß Kapitän Selover absolute Ruhe im Schiff, und lange Zeit verfloß, ohne daß sich das Geringste ereignete.

### 5. Kapitel.

#### Der Stein der Weisen.

Eines Abends saß ich im Schatten der auf dem Oberdeck besetzten Reservejolle und muß, da erst kurz vorher Vollmond gewesen war, auf jenem Platz so gut wie unsichtbar gewesen sein; denn der Regat, der ungefähr drei Fuß von mir entfernt stand, ahnte bestimmt nichts von meiner Gegenwart. Ich hörte, wie unten im Raum eine Tür geöffnet wurde, und gleichzeitig tönten Bruchstücke eines Gespräches vollkommen deutlich herauf.

„Sie sind also fertig damit?“ fragte die Stimme des Doktors. „So, das ist schön —“ Papiere raschelten und knisterten. „Und das Resultat — ah, stimmt ja ganz genau. Berch, mein Sohn, das ist die Krönung des Experiments. Jetzt haben wir den chemischen Prozeß —“

„Ich sehe noch nicht ganz klar, Herr Doktor,“ erwiderte Berch Darrows Stimme in leicht erregtem Tone. „Natürlich kann ich dem Gedankengang des Experiments folgen — wie ich etwa der Logik eines Ausflugs nach dem Monde

folgen kann. Aber wenn es darauf ankommt, es praktisch auszuführen, — wie in aller Welt wollen Sie das Reagens erlangen? Bis jetzt ist noch keine Methode bekannt —

„Die habe ich ja eben gefunden,“ unterbrach ihn der Doktor. „Barbon, mein lieber Junge, es ist das erste Mal, daß ich ohne Ihren Beistand arbeitete. Ich wollte Sie damit überraschen. In kleinen Quantitäten habe ich das fehlende Ingredienz, das eine vollständige Unterbrechung des Stromes hervorzurufen wird, bereits produziert. Jetzt —“

„Wollen Sie damit etwa sagen,“ keuchte Percy Darrow fast, „daß es Ihnen gelungen ist, das Element aus der metallischen Verbindung zu isolieren —“

„Ja!“

„Aber, dann können Sie ja —“

„Alles,“ unterbrach hier der Doktor. „Die Möglichkeiten sind unbeschränkt.“

„Und Sie könnten es wirklich in größeren Mengen herstellen?“

„Ich denke doch; wir müssen es eben versuchen.“

Erst nach längerer Pause erklang wieder Percy Darrows Stimme, in der jetzt tiefe Ehrfurcht vibrierte: „Mit fünfzig Zentigramm schon — könnten Sie jeden Stoff umwandeln — könnten überhaupt machen, was Sie gerade wollten! — Diese ganze Kiste voll Diamanten! Da hätten Sie ja den Stein der Weisen gefunden!“

„Diamanten? — gewiß, — auch,“ entgegnete der Doktor in wegwerfendem Tone, „doch das lohnte ja kaum der Mühe. Aber bedenken Sie die große wissenschaftliche Wichtigkeit, die —“

In diesem Augenblick holte das Schiff über; eine Tür schlug zu, und die Stimmen erstarben. Ich konnte gerade in das Gesicht des Riggers sehen, dessen weit vorgestreckten Kopf der durch die Türspalte dringende Lichtschein beleuchtete. Die mürrische Maske war gefallen. Zähnefleisch, die wulstigen Lippen halb geöffnet und mit wildrollenden Augen stand er da. Jede Sehne in dem kraftvollen Körper straffte sich wie ein gespannter Bogen. Als die Tür ins Schloß fiel, schlich sich der Rigger fort. In diesem Augenblick wurde die Wache abgelöst, und gleich darauf befand ich mich in meiner Koje.

Ein paar Minuten später klopfte der Rigger, den der Kapitän noch aufgehalten hatte, hinein. Seine ungewöhnliche Erregung genügte schon, die Aufmerksamkeit der Leute zu erwecken; trotzdem schlugen die fast gebrüllten Worte: „Ich gefunden dem Schatz, ich wissen, wo er ihm haben!“ wie eine Bombe ein.

Handy Salomon und Pulz sprangen wie Besessene auf ihn zu und schüttelten ihn, als wollten sie aus ihm herausquetschen, was er wußte. Er stammelte, mischte verworrene alchimistische Ausdrücke in sein Erzählen, bis es sinnlos und unverständlich wurde.

„So er sagen, er gefunden Stein der Weisen und er ihm verwahren in das schwere Kist, was wir ihm sah'n tragen, er nix machen Gold damit, er machen Diamanten, viele, viele Diamanten, ganze Kiste voll!“

Die von heftigen Stimulationen begleiteten Ausrufe der Verwunderung stockten plötzlich. Sechs Augen in regungslosen Gesichtern richteten sich mit starren Blicken argwöhnisch auf mich —

Bis jetzt hatte ich mich mit den Leuten ziemlich gut gestanden, von nun an zogen sie sich ganz von mir zurück. Eins der deutlichsten Zeichen dafür war der vermehrte Respekt, den sie meiner Stellung zollten. Es war, als ob sie durch strikten Gehorsam eine scharfe Linie zwischen sich und mir ziehen wollten. Während sie sonst in meiner Gegenwart frei von der Leber gesprochen hatten, wurden Privatunterhaltungen jetzt nur noch im Flüsterton geführt, so daß ich mich daran nicht mehr beteiligen konnte. Sogar die Vorlesungen während der Hundewache erfuhren Unterbrechungen — wenigstens immer an den Tagen, wo ich mich unten im Mannschaftsraum befand. Doch überraschte ich zweimal den Rigger und Handy Salomon dabei, wie sie die Köpfe über dem Alchimiebuch zusammenstreckten.

Ich überlegte, ob ich Kapitän Selover meine Wahrnehmungen mitteilen sollte oder nicht. Was mich davon zurückhielt, war der Umstand, daß ich über die Absichten der Mannschaft nichts Bestimmtes mußte und daß wir vom Hinterdeck vier Bewaffnete gegen die fünf Unbewaffneten vom Vorderdeck waren.

Ein Zwischenfall brachte die Entscheidung.

Der Wivchselung halber tauschte Kapitän Selover gelegentlich die Wachen aus, so daß ich jetzt Handy Salomon und Perdosa bekam. Der Rigger in seiner Funktion als Koch ging keine Wache. Eines Abends erwachte ich von einem heftigen Wortwechsel.

„Du schmieriger Sauks!“ schnarchte Handy Salomon.

„Du Mißgeburt von einem Yaqui! Ich werde dich lehren, mir auf die Füße zu treten. Den Banst schneid' ich dir auf, du Kanaille!“

„Na, da nimm dich man in acht, daß du dir dabei nicht die Finger abschneid'st!“ höhnte Perdosa, während sie rangen.

Anfangs hielt ich den Streit für echt, doch allmählich konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die ganze Komödie nur ein Scheinkampf und extra für mich in Szene gesetzt worden war. Aus welchem Grunde ahnte ich freilich nicht, doch die Tatsache selbst sprang in die Augen. Es kam zwischen den beiden zwar nicht wieder zu Tätlichkeiten, oft aber zu finsternen Blicken, gemurmelten Berwünschungen und feindlichen Aurenpeleien beim Vorbeigehen an Deck. Perdosa machte seine Sache nicht schlecht; als Mexikaner hatte er Anlage zum Komödianten. Handy Salomon aber wirkte zum erstenmal, seit ich ihn kannte, direkt lächerlich.

Um jene Zeit gerieten wir häufig in Gewitter. Eines Abends bemerkten wir kurz vor Einbruch der Nacht eine schwere, dunkle Wolke am Himmel, und da man nie genau wissen konnte, was sie in sich barg, rief ich alle Mann an Deck, ließ Jock- und Stagsegel wegnehmen, das Großsegel reffen und wartete der Dinge, die da kommen sollten — wie es das rauhe Seemannshandwerk mit sich bringt. Ich hatte zwar alle Hände voll zu tun, vernahm aber doch ganz deutlich Handy Salomons Stimme hinter mir: „Wart' bloß, du Schmierfink! hab' ich erst die Händ' frei, dann bring' ich dich um!“ und die gemurmelte Erwiderung des Mexikaners.

Kurze Zeit setzte der Sturm uns hart zu, mäsigte sich dann aber zu einer steifen Brise. Bald darauf begann es jedoch zu regnen, und damit war die Gewalt des Wetters gebrochen. Ich beugte mich gerade herab, um das Stagsegel zu lösen, als mich jemand von hinten umklammerte und an die Bordwand drängte. Natürlich sträubte ich mich nach Kräften und wandte dabei einen Trick an, den die Japaner bei einem Ueberfall von hinten gebrauchen. Es war eine Art Dschiu-Dschitsu der Sumurai, die sich von dem landläufigen Dschiu-Dschitsu aber wesentlich unterscheidet.

Ein dem japanischen Adel angehöriger Freund hatte es mir beigebracht, was mir jetzt vorzüglich zustatten kam. Zufällig half eine Schwankung des Schiffes auch noch mit, so daß ich im nächsten Augenblick frei war, Perdosa dagegen seine Gliedmaßen vom Deck aufsammete.

Ich war schon auf eine Komödie gefaßt, muß aber zugeben, daß ihm der Ausdruck des Erstaunens großartig gelang.

„Senor! Sie!“ keuchte er. „Sacrosante Maria! Ich dachte, Sie wären Salomon! Verzeihung, Senor, Verzeihung! Habe ich Sie verlegt?“

Fast kriechend näherte er sich mir. Ich hätte über den Schurken und sein durchsichtiges Getue laut heraus lachen mögen. Denn die Verwechslung meiner Person mit Handy Salomon war natürlich ebenso vorgepiegelt wie seine angebliche Feindseligkeit gegen letzteren. Wütend, vielleicht auch ein wenig erschreckt, ergriff ich einen Bootshaken und trieb den Halunke damit bis in seine Koje.

Je mehr ich mir die Sache überlegte, desto weniger begriff ich den inneren Zusammenhang. Wohl konnte ich verstehen, daß die Leute mich gern los sein wollten, schon, weil dann einer weniger auf dem Hinterdeck wäre. Aber wozu diese ganze umständlich in Szene gesetzte Posse mit dem Streit und der Verwechslung? Sollten sie sich gegen einen möglichen Fehlschlag sichern? Das wäre kaum der Mühe wert gewesen. Ich konnte mir nur denken, daß sie meine Kraft und Geistesgegenwart auf die Probe stellen wollten. Doch selbst unter dieser Voraussetzung war die Geschichte kindisch genug. Mir schien dies die richtigste Erklärung zu sein, und wie es sich später erwies, hatte ich recht. Da niemand von den Verschwörern ein Schiff zu führen verstand, mußte ich geschont werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Emden auf der Kapernfahrt.

Von Hermann Desterwiz.\*)

Nach längerer Fahrt wurden die belebten Straßen der Foking und der Sundainseln erreicht. Die vielen hier anzutreffenden kleinen Segler und Fischerfahrzeuge konnten der „Emden“ gefährlich werden, denn die Nächte waren mondhell, und der Kreuzer war selbst auf ziemlich weite Entfernung hin leicht als deutsches Kriegsschiff zu erkennen; seine Anwesenheit hätte den Feinden demnach ziemlich leicht verraten werden können. Da ließ Korvettenkapitän von Müller stoppen und während der Nacht einen vierten Schornstein einbauen, um dadurch sein Schiff weniger erkenntlich zu machen. Dieser provisorische Schornstein wurde gleich hinter der Brücke vor dem vordersten Schornstein hochgezogen. Von der Seite gesehen wurde der Schornstein täuschend nachgemacht, von vorn war sein Aussehen allerdings sehr fragwürdig, denn seine Brüder waren viel dicker. Für die Nacht mochte er genügen, um das Schiff zu maskieren; aber am Tage würde man wohl die Nachahmung aus Segelklappen erkannt haben. Am folgenden Tage wurde denn auch eine bessere Täuschung hervorgezaubert: einige Latzen wurden als Holzkreuze zusammengeknagelt und mit Segeltuch umspannt. Das Gerüst wurde gleich den anderen Schornsteinen grau gestrichen, vom vordersten Mast bis zum Vordeseil des ersten richtigen Schornsteins wurde ein Drahtseil gespannt und der stellvertretende Schornstein hochgezogen; er zeigte jetzt die richtige Form und Stellung gleich seinen Brüdern. So war die Möglichkeit gegeben, das Aussehen des Schiffes je nach Notwendigkeit durch Hochziehen des vierten Schornsteins zu ändern. Am Ende der ersten Woche des September traf die „Emden“ in dem ihr bestimmten Operationsgebiet, dem Golf von Bengalen, ein, um ihre Kapernfahrt zu beginnen.

Mitten in der Nacht des 10. September ertönten plötzlich auf dem Schiff sämtliche Alarmglocken, das bekannte Zeichen für die Mannschaften „Mar Schiff zum Besatz!“ Vom Ausguckposten im vordersten Mast, ebenso im Scheinwerferstand, wurde weit hinten am Horizont ein Licht gemeldet. Nun ging es still und geräuschlos auf die Spur. Von der Brücke ertönte das Kommando durch das Sprachrohr zur Maschine: „Dampf auf in allen 12 Kesseln!“ und schon nach wenigen Augenblicken zitterte und bebte der ganze Schiffskörper; mit äußerster Kraft ging es vorwärts. Nach einer Weile war das verfolgte Schiff in rasender Fahrt eingeholt; es wurde in weitem Bogen umgangen, so daß es durch die „Emden“ immer von achtern („hinten“) aufgeholt wurde. Jetzt kam das Kommando durch das Sprachrohr zur Maschine: „Voll Dampf voraus!“ Aus den Schornsteinen sprühten die glühenden Kohlenstücke wie ein Goldregen, und schnell war die „Emden“ 200 Meter hinter dem feindlichen Schiff, das als ein Handelsdampfer erkannt wurde, der ganz heimlich durch die Nacht seinen Weg suchte. Nun ging durch ein Mikrophon dem feindlichen Dampfer der Ruf zu: „Stoppen Sie; funkten Sie nicht, wir schicken ein Boot an Bord!“ Der fremde Dampfer gab keine Antwort, er mochte wohl seinen Ohren nicht trauen, denn nach Annahme der Engländer konnte doch im indischen Ozean kein deutsches Kriegsschiff mehr sein; er fuhr also ruhig weiter. Da erging von der Brücke das Kommando: „Fertig, Feuer!“ und eine Granate setzte die feindliche Besatzung von der wirklichen Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffes in Kenntnis. Jetzt stoppte das Schiff, und seine Dampfzylinder heulten schauerlich in die finstere einsame Nacht hinaus. Von der „Emden“ ging sofort die Mutterbesatzung, sowie das Brienkommando mit einem Brienoffizier, ebenso ein Dekoffizier mit der Sprenggruppe und einem Signalgast (Matrosen) in das Boot, das an den fremden Dampfer heranzufuhr, dessen Besatzung sofort das Seefallkreuz ausbrachte, um das Schiff dem Brienkommando freizugeben, sonst gab es, nach seemannischem Ausbruch, „dicke Luft!“ Da blühte nun das Licht des Signalgastes auf dem fremden Schiffe auf; er mochte folgendes: „Hier ein griechischer Dampfer „Pontoporos“ (4049 Tonnen)!“ O weh! das war ja ein neutraler Dampfer, so ging es bei der Emden-Mannschaft von Mund zu Mund, und jeder war gespannt auf die weiteren Signale, denn ein neutraler Dampfer konnte seines Weges weiter ziehen. Aber schon am folgenden Tage wäre es im ganzen indischen Küstenlande bekannt gewesen, daß ein deutscher Kreuzer dem neutralen Schiffe seinen Besuch abgestattet habe, und englische Schiffe würden sich schnell bei der „Emden“ zu Besuch geladen und die Aussicht auf fetten englischen Kaperbeute gehörig verjagen haben. Doch es stellte sich heraus, daß das griechische Schiff von Rangam nach dem Bengalischen Meerbusen unterwegs war und Baumwolle, nämlich für englische Schiffe bestimmte Kohlen, an Bord hatte, die jetzt unserem Schiffe als sehr erwünschtes Nahrungsmittel für die Maschinen zugute kommen sollten. Allein es waren indische Kohlen, die als zu fein für die „Emden“ nicht in Betracht kommen konnten. Der Dampfer wurde nicht versenkt, sondern mußte der „Emden“ im Meerwasser folgen. Er wurde später vom englischen Kreuzer „Darnmouth“ aufgefunden.

Sechs Wochen war die „Emden“ nun schon in See, ohne einen Hafen anzulaufen. Es fehlte bereits dieses und jenes, nicht allein

\*) Wir entnehmen diese Schilderung dem fesselnd geschriebenen Büchlein „Auf der Emden und Wespa“, Ergebnisse eines Teilnehmers. Berlin-Bankwitz, Wallmanns Verlag und Buchdruckerei. Mit sechs Vollbildern.

Seife zum Waschen, sondern auch Propellant, so daß sich die täglichen Portionen zu Portionchen verminderten. Es wurde daher Zeit für einen fetten Fang. Darum fuhr die „Emden“ im Bengalischen Meerbusen kreuz und quer, ein Dreieck ziehend von Rangam nach Kalkutta und Madras. Mit englische Kreuzer waren dabei nach der „Emden“ auf Jagd, um, wie in den englischen Zeitungen angekündigt wurde, diesen deutschen Kreuzer zu „ketchen“. Sie verrieten sich jedoch stetig durch ihre Funkprüche, so daß die „Emden“ ausweichen konnte.

Am Morgen des 11. September erschien um sechs Uhr früh mit der aufgehenden Sonne ein Dampfer. Die Besatzung hielt die „Emden“ mit den vier Schornsteinen für einen englischen Kreuzer und zeigte daher von weitem schon die Flagg; sofort hißte die „Emden“ die deutsche Flagg und lud das feindliche Schiff freundlichst zu weiterem Verbleiben ein. Es war der Dampfer „Govat“, von Kalkutta kommend, bestimmt für einen englischen Truppentransport von Colombo nach Frankreich. Das ganz neue Schiff aus dem Jahre 1904 hatte 6102 Tonnen Frachtraum und war auf das Beste ausgestattet. Hier fand die Mannschaft der „Emden“ alles, was sie notwendig brauchte: Fleisch, Wehl, Zucker, Milch, Zigaretten und die so erwünschte Seife. Stundenlang gingen die Boote hin und her, um die Vorräte auf der „Emden“ zu bergen. Dann wurde der Dampfer versenkt, nachdem seine Besatzung mit samt ihrem Hab und Gut auf den gefaperten Griechen „Pontoporos“ verbracht war. Die Flagg des „Govat“ wurde wie bei allen gefaperten Schiffen als Siegestrophäe auf die „Emden“ genommen.

Von jetzt ab fing das Geschäft des Kaperns für die „Emden“ zu blühen an, gefördert dadurch, daß mancher englische Kapitän ohne weiteres verriet, wenn hinter ihm ein anderer Dampfer folgte, der dann leicht aufgebracht werden konnte.

## Erhebliche Verringerung der Schadenfeuer auf dem Lande.

Die Magdeburgische Zeitung hat, veranlaßt durch die immer wieder auftretenden Gerüchte, daß die Schadenfeuer auf dem Lande während des Krieges erheblich zugenommen hätten, eine entsprechende Rückfrage bei der Magdeburgischen Landesfeuerzöglität gehalten. Das Ergebnis dieser Befragung ist ein außerordentlich erfreuliches, zeigt es uns doch mal wieder, wie sich unsere Landbevölkerung ihrer schweren Pflicht, für die Ernährung des deutschen Volkes alles zu tun, was in ihren Kräften steht, voll bewußt ist. Nicht ganz ungerechtfertigt mögen die Befürchtungen sein, daß z. B. von den zur Landarbeit herangezogenen Kriegsgefangenen leicht Brandstiftungen verursacht werden könnten, ebenso sind die Gefahren der Entstehung von Bränden durch Kinder, welche infolge der um das Vielfache gesteigerten Arbeit der Mütter häufig unbeaufsichtigt bleiben müssen, bedeutend gestiegen. Ueberhaupt sind die Gefahrenmomente für die Entstehung von Schadenfeuern auf dem Lande erheblich gestiegen, um so erstaunlicher und ehrenvoller für die Landleute sind die nachstehenden Zahlen.

Die Gesamtzahl der im Sozietätsgebiet vorgekommenen, von der Sozietät zu entschädigen gewesenen Brände betrug:

im Jahre 1913	1277 Brände,
„ „ 1914	1260 „
„ „ 1915	912 „ und
„ laufenden Jahre bis jetzt	480 „

Von diesen Bränden entfielen auf:

Blitzschläge	Ander-Brandstiftungen	Bauliche Mängel	Bewahrselungen	Vorsätzliche Brandstiftung	
				eigene	durch dritte
1.	2.	3.	4.	5.	
1913 266	64	56	468	13	128
1914 270	49	52	434	11	101
1915 142	74	54	399	7	40
1916 154	37	30	160	2	17
	Explosionen	Anderer Ursachen	Ganz unermittelte Brände		
	6.	7.	8.		
	1913 5	212	75		
	1914 4	219	120		
	1915 17	89	90		
	1916 14	24	42		

Die Zahlen sprechen besser als Worte. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch die Erfahrungen anderer großer Feuerversicherungen ähnliche günstige Resultate ergeben. Es liegt also keine Ursache zur Beunruhigung vor. Immerhin möchte das Kriegsernährungsamt nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, wie wichtig es gerade jetzt ist, der Verhütung von Schadenfeuern in Land und Stadt die allergrößte Aufmerksamkeit zu widmen. Auch die wenigen Brände reizen noch für die Gesamtheit wahrnehmbare Lücken in unsere Bestände. Mit viel gutem Willen und vermehrter Aufmerksamkeit wird man auch sie noch erheblich beschränken können.

### Vermischtes.

\* Französische Schulen in der Feuerlinie. In jenen französischen Ortschaften dicht hinter der Front, deren Bevölkerung bis jetzt noch nicht zu flüchten brauchte, geht der Schulunterricht fort, wenngleich ihn natürlich der Krieg vielfach verändert hat. So ist z. B., wie die „Nouve des Deux Mondes“ berichtet, in Bèthune die Knaben- und Mädchenschule in einem Schulgebäude zusammengefaßt worden. Die Lehrer und Lehrerinnen dieser gefährlichen Gegend — Bèthune ist bereits von über 3000 Granaten getroffen worden — versehen ihren Dienst freiwillig und haben sich verpflichtet, auch bei heftiger Beschleßung am Platze zu sein, während die Kinder in diesem Falle fehlen dürfen, wenn sie wollen. In Bèthune, ebenso wie in Arras, Soissons, Pont-à-Mousson ist den Kindern ganz genau eingeschärft worden, was sie im Falle dringender Gefahr zu tun haben. Jedes Kind hat auf dem Platz vor sich seine elektrische Lampe zu liegen und weiß, daß es sich bei einem bestimmten Glockenzeichen sofort in den Keller zu begeben hat. Dann werden, wenn nötig, Gasmasken verteilt, deren Gebrauch den Kindern durch regelmäßige Übungen vertraut ist und im Keller, dicht aneinander gedrängt, warten die Schüler, bis die Luft draußen wieder „weniger dick“ geworden ist. Wenn irgend angängig, wird der Unterricht auch unter der Erde fortgesetzt. Suchen in den meisten bedrohten französischen Städten die Schulkinder nur gelegentlich die Keller auf, so sind die Schulen in Reims vollkommen „Kellerschulen“ geworden. Nachdem im Oktober 1914 der Schulanfang durch die Kriegereignisse unmöglich geworden war, kam einem erfindungsreichen Kopfe im Dezember der Gedanke, die Champagnerkellereien als Schulgebäude einzurichten. Raum genug war ja da, denn diese Kellereien, die sich zwei bis zehn Meter tief in die Kreide eingraben, ziehen sich in einer Breite von 5 bis 10 m mehrere km unter der Erde hin und erreichen eine durchschnittliche Höhe von 3½ m. Die Feuchtigkeit soll nicht allzu groß sein und für Erneuerung der Luft sorgen die Öffnungen, die in gewissen Abständen die Kellerdecke unterbrechen. Freilich, die freundliche Sonnenhelle ist durch das elektrische Licht nicht zu ersetzen, doch haben die Franzosen grüne Pflanzen mit in die Kellerräume genommen und an den Wänden die Bilder ihrer Heerführer aufgehängt. Die erste Schule wurde in dem bekannten Weinhause von Pommeroy eingerichtet. Bald folgten die anderen Weinhäuser nach, und so entstanden die Joffre-Schule, die Dubail-Schule, die Albert-Schule und andere. Durch Rifen und Weinfässer, die bis zur Deckenhöhe aufgestapelt werden, sind die einzelnen Klassen derselben Schule von einander getrennt. Besonders eigenartig ist die Dubail-Schule, deren Miesenraum durch eine breite Zeltbahn in zwei Teile geteilt worden ist. Auf der einen Seite sind Reservetruppen untergebracht, während auf der anderen Seite vier Schulklassen Platz gefunden haben, in denen auch ganz kleine Kinder — bis zu zwei Jahren herunter — beaufsichtigt werden. Diese Kellerschule liegt am weitesten nach vorn — ist sie doch nur 1800 Meter vom ersten französischen Schützengraben entfernt. Der halb erstickte Kanonendonner, der die dumpfe Begleitung der Unterrichtsstunden bildet, ist Groß und Klein zur Gewohnheit geworden.

\* Joffre als Briefmarke. Die Schriftleitung eines schwedischen Blattes hat unlängst eine neue französische Feldpostkarte einsehen können und teilt nun mit, daß die Franzosen ihren Generalissimus Joffre jetzt an Stelle einer Briefmarke auf ihren Feldpostkarten verwenden; in der rechten oberen Ecke prangt tatsächlich eine Abbildung Joffres! Freilich ist es nicht Joffre allein, der dieser Ehre teilhaftig geworden ist, sondern er muß sich in sie mit dem Schöpfer der Marcellaise teilen, der in einer anderen Ecke abgebildet ist. Darunter steht der Rehrhein aus der Marcellaise „Aux armes, citoyens“.

### Büchertisch.

— „Kunst 1917“. Soeben bringt der Verlag von H. G. Ewert in Marburg den Kalender „Kunst 1917“ (1,60 M.). Allen Kunstfreunden ist dieser Kalender, der nunmehr im 11. Jahrgang erscheint, schon längst ein lieber, alter Bekannter. Waren es in den selbsterhaltenen Jahrgängen Otto Ubbelohdes Zeichnungen, die dem Kalender vornehmlich sein künstlerisches Gepräge gaben, so hat diesmal ebenfalls einer unserer besten jüngeren Graphiker, Hermann Kätelhön, den künstlerischen Bildschmuck übernommen. Müssen wir schon über die vielseitige Begabung des Künstlers, über dessen Schaffen Dr. Gronau, der Direktor der Kasseler Gemäldegalerie, näheres mitteilt, stauen, so steigert sich unsere Bewunderung noch mehr beim Betrachten der Bilder Hermann Kätelhön's; seien es die feinen Radierungen von Landschaften, oder die hervorragenden Portrait-Zeichnungen, oder die Monatsbilder, die in Federzeichnungen dem Kalender beigegeben sind. Mit Ueberwindung dieses Kalenders wird unsern Feldgrauen sicher eine außerordentlich große Freude bereitet; zeigt er diesen doch aus deutlichste, daß unter ihrem Schutz Wissenschaft und Kunst in Deutschland sich ruhig weiter entwickelt haben. Der Umstand, daß der Kalender von dem Kriegskläm, der jetzt alle Welt durchtobt, fast nichts verrät, wird sowohl in der Heimat, wie draußen im Felde besonders angenehm und wohlthuend berühren. Auch an unsere Gefangenen wird er anstandslos gefandt werden können. Neben den Zeichnungen Kätelhön's finden wir eine Anzahl wert-

voller Arbeiten erster Fachleute mit zahlreichen Abbildungen. So einen Aufsatz über „Oberheffische Möbel“ von B a c k, dem Direktor des Groß. Landesmuseums in Darmstadt, über „Alte Brunnen auf dem Land“ von Geh. Baurat W a l b e in Darmstadt. Ferner sind noch die Herren Professor Rauch, Archibdirektor R ü c h, Dr. Holtmeyer, Dr. Neuber und Dr. Klingelschmitt mit Beiträgen vertreten. Alles in allem dürfte auch diesmal der „Kunst-Kalender“ wegen seines künstlerischen Wertes und seiner vornehmen Ausstattung an allererster Stelle unter ähnlichen Unternehmungen in Deutschland stehen.

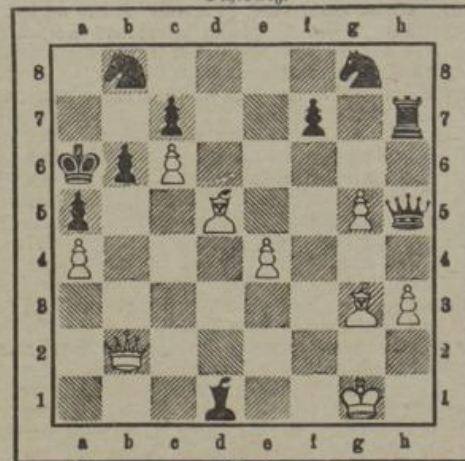
— Aus der niederrheinischen Franzosenzeit. Als neuer 1. Mark-Band der Viking-Bücher erschien im Verlag der Viking-Bücher, Leipzig, ein Roman von Walthar Schulte vom Brühl „Die Ohnehosen“. Mit der Lebendigkeit und Farbenfrische, die dem Verfasser in seinen historischen Romanen besonders eigen, führt uns der Dichter in die in der Erzählliteratur noch wenig behandelte, aber sehr interessante Zeit des Einfalls der französischen Revolutionsarmee, der „Sansculottes“, der „Ohnehosen“ in die niederrheinischen Lande und zeigt, wie die „Freiheitshelden“ damals hausten.

— „Der Völkerring“. (Herausgegeben von E. S. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.) Unter den Kriegszeitsschriften hat sich „Der Völkerring“ nun ohne Zweifel zu einem bedeutenden Ansehen durchgerungen. Er will nicht der Neugierde dienen, die sich jeweils an die letzten Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen heftet, sondern behandelt in zusammenhängender, wohlgeordneter Weise Abschnitte des Weltkrieges, die abgeschlossen sind und über welche eine hinreichende Vollständigkeit der Quellen vorhanden ist, um eine erste geschichtliche Darstellung zu versuchen. Wer die Probe darauf anstellen will, wie dem „Völkerring“ diese Aufgabe gelingt, dem empfehlen wir das Lesen der gegenwärtig erscheinenden Hefte (die neuesten sind 93 und 94; Preis je 80 Pfg.), in denen die große französische-englische Herbstoffensive von 1916 und die deutschen Gegenangriffe behandelt sind. Den Höhepunkt der letzten Hefte bildet wohl die packende Schilderung der Herbstschlacht in der Champagne.

— Heftes Volksbücherei. Nr. 1097—1104. Preis jeder Nummer 20 Pfennige. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. — In Hesses Volksbücherei, dieser allbekanntem wohlfeilen Sammlung, sind wieder mehrere Bändchen erschienen, die als festlicher Lesestoff willkommen sein werden, und die sich auch vorzüglich als Liebesgaben eignen. Nr. 1097 („Meine Bildergalerie“) enthält anmutige Novellen des vor kurzem verstorbenen Wiener Erzählers Balduin Grollner, Nr. 1098 („Der große Unbekannte“) spannende Kriminalgeschichten des vielgelesenen Hans Dyan. In Nr. 1099 berichtet Dr. Hermann Ullmann über die Erlebnisse, die er in Polen und Frankreich als freiwilliger Krankenpfleger gehabt hat. Nr. 1100 bringt die berühmten „Hochlandslieder“ und Nr. 1101 die nicht minder berühmten „Neuen Hochlandslieder“ des Dichters Karl Stieler. Eine prächtige Gabe für die Schuljugend sind die kleinen Erzählungen „Gold und Eisen“ (Nr. 1102) aus der Feder Paul Krauses, eines Lehrers; wertvolle Kriegsbilder des bekannten Novellisten Kurt Kuchler („Allerhand Kriegsvolk“) füllen die Nr. 1103. Eine Reihe von köstlichen Skizzen aus dem Deutschland des Friedens legt Leonore Nießen-Deiters vor (Nr. 1104: „Mein schönes Deutschland“), die sich vornehmlich als Humoristin einen Namen gemacht hat.

### Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem fünften Zuge Matt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Seide — Seidel.